

# Freiburger Wallfahrtsgebräuche und Weihegeschenke

Autor(en): **Perler, Othmar**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freiburger Geschichtsblätter**

Band (Jahr): **38 (1945)**

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-337009>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Freiburger Wallfahrtsgebräuche und Weihegeschenke

OTHMAR PERLER

Die Geschichtswissenschaft hat sich seit einiger Zeit mit wachsender Liebe der Erforschung des Volkstums gewidmet — im Ausland mehr als bei uns<sup>1</sup>. Sie mag dabei von politischen Strömungen gefördert und mißbraucht worden sein. Das ist kein Grund, heute die prächtigen Ergebnisse zu übersehen.

Eine Durchsicht der Literatur zur Geschichte der Wallfahrten und Weihegeschenke im besonderen führte zum Ergebnis, daß deren Quellen und Denkmäler nicht vollständig erfaßt worden sind. Die schweizerische Gesellschaft für Volkskunde hat sich daher die dankbare Aufgabe gestellt, diesen Mangel für den schweizerischen Kulturraum durch eine Bestandesaufnahme der Gelöbnisbilder und Sachvotive zu beheben. Das war die Veranlassung zu einem bedeutsamen Fund in Mariahilf bei Düdingen (Kt. Freiburg), der Einblick gewährt in Frömmigkeit und Kunst, in Brauchtum und Leben des Freiburger Volkes im 18. und 19. Jahrhundert. Er soll hier gesondert behandelt werden.

## Ursprung und Entwicklung des Wallfahrtsortes Maria Hilf

Am Rande der Straße von Freiburg nach Bern, eine Stunde vor dem Bernertor, erhebt sich die schmucklose, doch gepflegte Wallfahrtskapelle Mariahilf. Wer den unmittelbaren Anstoß zu ihrer Entstehung

<sup>1</sup> Man vergleiche etwa *Forschungen zur Volkskunde* (1930 ff.), *Volk und Volkstum*, Jahrbuch für Volkskunde (1936 ff.), beide herausgegeben von G. SCHREIBER; die Arbeiten von W. H. RIEHL, *Die Volkskunde als Wissenschaft* (Zürich 1902, Neuausgabe von M. H. BOEHM, 1935); J. MEIER, *Deutsche Volkskunde* (1926), *Deutsches Volkstum* (1935); M. RUMPF, *Religiöse Volkskunde* (1933); H. LOHOFF, *Ursprung und Entwicklung der religiösen Volkskunde* (1934); A. SPAMER, *Deutsche Volkskunde* (1934-35); A. BACH, *Deutsche Volkskunde* (1937); W. PEUCKRET, *Religiöse Volkskunde, eine theologische Aufgabe* (1938), um nur einige der allgemeineren Werke zu nennen.

gab, ist unbekannt. Klar ist indessen der geschichtliche Hintergrund. Im 16. und 17. Jahrhundert hatte die Türkengefahr die katholische Marienverehrung neu belebt. Der Sieg bei Lepanto (1571) war von den Christen der Fürbitte der « Rosenkranzkönigin » zugeschrieben worden. Als hundert Jahre später Wien belagert und wieder entsetzt worden war, blieb das Fest Mariä Namen (in der Oktav von Mariä Geburt) die Gesamtkirche verpflichtende Erinnerungsfeier dafür (1683). Aus gleicher Not heraus hatten die Kapuziner in München eine Bruderschaft unter dem Titel « Mariahilf » gegründet. Als Gnadenbild verehrte man ein Marienbildnis Kranachs des Älteren, bzw. zwei Nachbildungen desselben, von denen die eine in Passau, die andere später in Innsbruck entstanden war. Kopien davon fanden, besonders im süddeutschen und österreichischen bedrohten Gebiete weite Verbreitung und wurden ihrerseits Mittelpunkt von Pilgerfahrten. St. Beissel<sup>1</sup> zählt eine ganze Reihe solcher Wallfahrtsorte aus dem Ende des 17. und dem Anfang des 18. Jahrhunderts auf, ohne alle Beispiele erfaßt zu haben. Zu den unerwähnten gehört, außer der Marienkirche in der Neustadt zu Freiburg<sup>2</sup>, die Kapelle von Mariahilf bei Düdingen. Von einigen Motiven der Stukkaturen abgesehen, welche die Decke der Kapelle zieren, verrät freilich nichts den Schrecken, welche die unheimliche Macht des Halbmondes einflößte. Diese Gefahr lag zu fern, um in Freiburg die Volksseele tief und dauernd zu beeindrucken. Andere Bedrängnisse führten die Pilger von den Tagen seiner Entstehung an in das Heiligtum. Aber Name, Entstehungszeit, Gnadenbild, Brauchtum stellen diese Zusammenhänge außer Zweifel.

Die unmittelbare Anregung zum Bau gab, entgegen der herrschenden Auffassung, kaum die Familie von Boccard, deren Herrschaftssitz in unmittelbarer Nähe liegt. Die Bescheidenheit und Dürftigkeit des ersten, heute nicht mehr bestehenden Oratoriums ist vielmehr Beweis, daß es seine Entstehung der Frömmigkeit des einfachen Volkes verdankte. Ein Altar befand sich nicht in ihm. Seine Armseligkeit mißfiel den kirchlichen Behörden<sup>3</sup>. Nichts hindert, seine Entstehung in das

<sup>1</sup> *Wallfahrten zu Unserer Lieben Frau in Legende und Geschichte* (Freiburg i. Br. 1913) S. 99 ff.; vgl. zu unseren Ausführungen vom gleichen Verfasser *Geschichte der Verehrung Marias im 16. und 17. Jahrhundert* (Freiburg i. Br. 1910).

<sup>2</sup> Heute Kirche der Providence. Vgl. Freiburger Staatsarchiv, Manuale 299 S. 75 (13. März 1748).

<sup>3</sup> Diözesanarchiv Freiburg, *Acta visitationis 1724-1755* (vol. 16) S. 57. « Iniungimus etiam illis, quorum interest, ut capellam vulgo B. V. Mariae Auxiliatricis dictam funditus iuxta piam fundationem Dni. Petri a Montenach dum

Ende des 17. oder an den Anfang des 18. Jahrhunderts zu verlegen. Das älteste datierte Gelöbnisbild stammt aus dem Jahre 1718.

Die gut gewählte Lage an viel begangener Straße, die Gunst der Zeit, die Frömmigkeit der Bevölkerung, die übernatürlichen Hulderweise sicherten ihm zahlreiche Besucher. Der Bischof selber fand, seine Bescheidenheit stehe in keinem Verhältnis zur Verehrung des Volkes. Vor 1725 vermachte daher Petermann von Montenach, Alt-Venner aus Freiburg und Landvogt zu Greyerz, 500 Kronen zum Bau einer neuen Kapelle<sup>1</sup>. Er mag dabei durch Joseph Hubert von Boccard, einem jungen Priester des nahen Herrschaftsschlosses, beeinflußt worden sein. Dieser war seit 1724 Chorherr an der Kirche Unserer Lieben Frau zu Freiburg und wird jedenfalls erster Rektor des neuen Heiligtums. In dieser Eigenschaft erwarb er 1728, im Einverständnis mit den Erben Petermanns, zu Gunsten der Pfründe von Düdingen, den Wolfsacker. Dafür verpflichtet sich der Nutznießer zu einer jährlichen Stiftmesse in Mariahilf, wobei die Erben des Stifters jeweils vom Tage zu benachrichtigen waren. An den Neubau hatten die umliegenden Bauern mit Arbeitsleistungen (Führungen) beizusteuern. Anlässlich einer Visitation vom 20. Juni 1725 drängte Bischof Claudius Antonius Duding zur Ausführung der Stiftung<sup>2</sup>. Am 28. August 1727 konnte er die Kapelle durch die kirchliche Einsegnung ihrer Bestimmung übergeben<sup>3</sup>. Der Bau hat seine ursprüngliche Form im wesentlichen bis auf heute bewahrt. Nur das hübsche Vordach wurde beim Bau der neuen, höher gelegenen Straße (1840-42), wegen der Verengung des Raumes, ohne Rücksicht auf Geschmack, durch ein anderes ersetzt. Die reizvollen Silhouetten hochragender Linden, Pappeln und Tannen,

viveret praefecti Grueriae decenti structura (*am Rande* et a nobis approbanda) hoc anno canonice construatur, sin minus sciant nos ad dictam capellam omnino interdicendam processuros, fundationem vero alibi secundum leges canonicas applicaturos.» Die Visitation durch Bischof Claudius Antonius Duding fand am 20. Juni 1725 statt. Die Zelebration der Messe im ersten Oratorium wurde am 28. September des gleichen Jahres gestattet (Kapitelsarchiv von St. Niklaus zu Freiburg, Guin 75). Wir dürfen daraus wohl schließen, daß früher überhaupt kein kanonisch errichteter Altar vorhanden war.

<sup>1</sup> Pfarrarchiv Düdingen, Akt Nr. 85 vom 12. Juli 1727. Ein Teil der Stiftung Montenach wird für den Kauf des Wolfsackers verwendet zur Sicherstellung einer vom Stifter angeordneten jährlichen Messe.

<sup>2</sup> Kapitelsarchiv von St. Niklaus, Guin 75, mit beiliegendem Zusatzschreiben des bischöflichen Sekretärs H. Wicht.

<sup>3</sup> Diözesanarchiv Freiburg, *Consecratio ecclesiarum*, vol. I, S. 65. Msgr. Duding segnete (keine Konsekration) in eigener Person die Kapelle und konsekrierte den Altar.

der ehemals malerische Aufstieg, der stimmungsvolle, mit Motivbildern behangene Eingang haben dem Pinsel des Berner Aquarellisten Gabriel Lory eines seiner viel bewunderten Werke entlockt. Die Stukkaturen der Decke sind wohl später ausgeführt worden. Denn über dem Chorbogen steht das Wappen des Bischofs Joseph Hubert von Bocard, dessen Ernennung in das Jahr 1745 fällt. Die Wappen über den Chorfenstern erinnern, das eine auf der Epistelseite an die Einweihung durch Bischof Duding, das andere auf der Evangelienseite an den Stifter Petermann von Montenach. Über dem Altare erblickt man eine Darstellung der Kapelle mit dem Schloß von Jetschiwil (?), auf dem Chorbogen eine Verkündigung, an der Decke des Schiffs verschiedene Motive mit lateinischen und deutschen Spruchbändern, die Maria verherrlichen als Friedenskünderin (Arche mit Ölweig tragender Taube), als Drachenbesiegerin (Hand mit gezücktem Schwert), als Meeresstern (Schiff im Sturm), als Ursache der Freude (Regenbogen « Serenitatis nuntia ») usw.

1733 wurde Kapelle samt Stiftung der Pfarrei Düdingen geschenkt <sup>1</sup> und 1748 die Vermischung der Güter mit dem Pfarreivermögen gestattet <sup>2</sup>.

Über Wallfahrten und Brauchtum schweigen die Quellen fast völlig. Der Anfang der Verehrung wie der Kapelle verliert sich im Dunkel. Als Ex-Votos von Erhörungen zu künden begannen, entzündete sich die Frömmigkeit, und die Pilger strömten in immer größeren Scharen herbei. Eine erste bischöfliche Verordnung <sup>3</sup> vom 28. Sept. 1725 regelt die Verwendung der Opfergaben und bestimmt, « niemand dürfe

<sup>1</sup> Freiburger Staatsarchiv, Notariats Register 460 Bl. 101r-103v. Die Pfarrei war durch ihre Geschworenen H. J. Winckler von Ottesberg, Jakob Jungo von Galmis, Jakob Winckler von St. Wolfgang, Hans Gugler von Dützenberg vertreten, die Interessen der Kapelle durch Kanonikus Ignatius Guiba, Assessor des Lausanner Chorgerichtes und durch H. J. von Bocard, Generalvikar und Rektor U. L. F. von Freiburg « als vormahligen gestellten Obseheren der Capelle Unserer liebe Frauen zu Jetschewil Maria Hilft genandt ». Die Pfarrei verpflichtete sich zur Einhaltung der Verordnung, die am 18. Juli 1726 vom bischöflichen Sekretär aufgestellt worden war, zum Unterhalt der Kapelle, zur Rechnungsablage und anderem mehr.

<sup>2</sup> Freiburger Staatsarchiv, Man. 299, S. 31 (1. Febr. 1748); ebd. Ratserkenntnußbuch 1747-1757 Nr. 32, S. 30-34; Kapitelsarchiv. St. Niklaus, Guin 78. Gleichzeitig waren auch die Güter der Kapellen von Schmitten, St. Wolfgang, Schiefenen und der Bartholomäuskapelle bei Freiburg mit dem Pfarreivermögen verschmolzen worden; natürlich mußten die damit verbundenen Verpflichtungen übernommen werden.

<sup>3</sup> Kapitelsarchiv St. Niklaus, Guin 75.

unter Verletzung der Rechte des zuständigen Pfarrers das Salve Regina und die Litanei der Seligsten Jungfrau mit lauter Stimme im Oratorium singen oder andere kirchliche Handlungen in ihm verrichten. Um aber der Frömmigkeit des Volkes zu entsprechen, solle der Pfarrer oder mit dessen Zustimmung ein anderer (Priester) an bestimmten Tagen und zu festgesetzter Stunde sich zum Absingen derselben zur Verfügung stellen.» Im folgenden Jahre wurde vom bischöflichen Ordinariat eine ausführliche Verordnung aufgesetzt. Ihre Beobachtung wird wiederholt eingeschärft. Sie scheint verschollen zu sein. Aus dem Vertrag, der bei der Übergabe der Kapelle an die Pfarrei abgeschlossen wurde<sup>1</sup>, vernehmen wir indessen manches Wissenswerte. Der Kapelle zugeeignet seien die Almosen im Opferstock, das Wachs und was sonst für das Heiligtum verwendbar ist. Dem Pfarrer von Düdingen gehört, was auf dem Altare dargebracht wird, sei es Geld, seien es insbesondere «eßbare Speisen» oder sonst was. Davon ist laut Verordnung der fünfte Teil an den Sakristan oder Verwalter der Kapelle abzutreten. Inmitten der Ex-Votos über der Sakristei wurden Reste von Flachs gefunden. Aus Flachs geflochtene Zöpfe hängen unter andern Weihegegenständen heute noch in der völlig abseits gelegenen, selten besuchten Kapelle zum hl. Wendelin bei Grand Vivy. Bekanntlich bestand das Einkommen der Geistlichen damals zum Teil in Naturalien, Früchten des Feldes und Tieren.

Hoch gefeiert war am ersten Sonntag im September das Fest Mariä Namen, das seit 1683 Erinnerungsfest an die Befreiung Wiens war. Für diesen Tag mußte der Pfarrer mehrere Beichtväter bestellen, wenigstens zwei von ihnen sollten aus dem Weltklerus, zwei aus dem Ordensstande sein<sup>2</sup>. Nach alter, im Volke nicht erloschener Sitte, gehören zur Wallfahrt reumütiges Sündenbekenntnis und Empfang der Kommunion.

Der Zustrom der Pilger hielt das ganze 18. Jahrhundert hindurch an. Nach den Ex-Votos zu schließen, erreichte er seinen Höhepunkt zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Dann folgt der rasche Abstieg. Die Erinnerung an die ehemalige Blüte des Wallfahrtsortes ist heute selbst beim Volke verblaßt<sup>3</sup>. Eine Stiftmesse anfangs September ist der

<sup>1</sup> Freiburger Staatsarchiv, Notariatsregister 460, Bl. 101r-103v.

<sup>2</sup> Ebd. 5. Bedingung.

<sup>3</sup> Das heute noch bestehende Gasthaus neben der Kapelle wird im 18. Jahrhundert entstanden sein. Daß mit Wallfahrten auch Mißbräuche sich einschleichen konnten, dürfte ein Baugesuch des Hans Zurkinden nahelegen. Es wurde vom

letzte Rest einer vormals eindrucksvollen Äußerung katholischer Volksfrömmigkeit. Die Besucher stammten vorzugsweise aus den umliegenden Dörfern und aus der nahen Stadt, selten aus entfernteren Orten. Es liegen drei Weiheinschriften aus dem Entlebuch vor.

Mittelpunkt der Verehrung war das Gnadenbild. Ihm schrieb der Volksglaube eine geheimnisvolle Kraft zu. Seiner bedient sich das überirdische Wesen, um Vertrauen, Inbrunst, Hingabe zu wecken und dann diese mit seinen Hulderweisen zu beantworten. Im Grunde waltet hier das gleiche weisheitsvolle Gesetz der Anpassung an die Geist-Körper-Natur des Menschen, wie bei der Fleischwerdung des Gottessohnes, wie bei den Sakramenten, diesen sichtbaren und wirk-samen Zeichen unsichtbarer, übernatürlicher Gnaden. Es ist huldvolles Herniedersteigen des Göttlichen, Himmlischen, Ewigen, Geistigen in den Bereich des Menschlichen, Irdischen, Zeitlichen, Körperlichen, Sinnhaften. Gerade dies ist der tiefste Grund der Volkstümlichkeit solcher Vorstellungen und Wallfahrtsgebräuche, dies auch ihre innere Berechtigung, wobei freilich die Gefahr der Veräußerlichung und des Aberglaubens nicht immer vermieden wird.

Wenn nicht alles täuscht, war das ursprüngliche Gnadenbild von Mariahilf eine Kopie der Kranacher Madonna, die unter dem Titel «Mariahilf» von Passau und Innsbruck aus verbreitet worden war. Daraufhin weisen nicht nur Entstehung, Name und Titel der Wallfahrtskirche, sondern ebenso das älteste datierte Motivbild vom Jahre 1718 (neun Jahre vor Vollendung der neuen Kapelle!). Auch ein altes Weiheformular mit dem Kranacher Bild kam unter den Ex-Votos zum Vorschein, und die Volksüberlieferung hält das heutige Gnadenbild nicht für das ursprüngliche. Dieses wird, wie das erste Oratorium, unscheinbar und daher für den Neubau unpassend gewesen sein. Als neues Gnadenbild erhielt der stattliche Barockaltar ein Tafelgemälde, dessen Vorlage ein Stich des Antwerper Kupferstechers Abraham von Merlen († 1660)<sup>1</sup> war. Wir sehen Maria unter sattgrünem Baldachin, mit rotem Kleid, blauem Mantel, weißem Schleier. Ihre Hände sind gefaltet, ihr Blick ist auf Jesus gerichtet, der unter blumengeschmückter

Freiburgerrat unter dem Vorbehalt bewilligt, daß Branntwein und Kirschwasser nicht verkauft werden (Freiburger Staatsarchiv, Man. 295, S. 270 zum 31. Juli 1744). Schon 1732 war ein Baugesuch für ein Haus ob oder unter der Kapelle abgewiesen worden (ebd. Man. 283, S. 200 zum 15. Mai 1732).

<sup>1</sup> Nachbildung bei ADOLF SPAMER, *Das kleine Andachtsbild vom XIV. bis zum XX. Jahrhundert* (München 1930), Tafel XIX, 1; Beschreibung S. 310.

Decke schläft. Wie die begleitende Legende von Merlens Stich es ausdrücklich sagt, ging der Künstler von einer Stelle des Hohen Liedes aus, die in der Liturgie Maria angewendet wird: « O siehe, wie schön bist du, mein Geliebter und holdselig; voll Blumen ist unser Bett » (Hohe Lied 1, 15). Tatsächlich hat das Volk und haben spätere Ex-Voto-Maler einen anderen Gedanken aus der Darstellung gelesen: Maria, als Fürsprecherin ihrer Schutzbefohlenen waltend, fleht ihr schlafendes Kind, das die Stimme der Bedrängten nicht zu hören scheint, inbrünstig um Erhörung an. Daher haben die Künstler die flehentliche Haltung Marias auf den Ex-Votos in der Regel gesteigert und das Blumenbettchen verschwindet häufig. Dieser, einem Gnadenbilde vortrefflich angepaßte Gedanke wird ein Grund der Volkstümlichkeit des Bildes und der Anziehungskraft des Heiligtums gewesen sein. Wir finden das neue Motiv erstmals auf datierten Bildern um 1726, dem Entstehungsjahr der neuen Kapelle. Von wenigen Ausnahmen abgesehen erscheint es dann auf allen Gelöbnisbildern. Wie man zu diesem Bilde kam und wer dessen Urheber war, wissen wir nicht. Die Kupferstiche von Antwerpen wurden besonders durch die Mitglieder der Gesellschaft Jesu verbreitet. Diese übten seit dem Ende des 16. Jahrhunderts von ihrem blühenden Kollegium einen tiefgreifenden Einfluß auf die religiöse und kulturelle Gestaltung des Freiburger Volkes aus. Vielleicht sind hier die Verbindungsfäden zu suchen. Ähnliche Beziehungen zwischen Belgien und Freiburg wurden an Hand einer kleinen Statue der Notre-Dame de Foy bei Dinant nachgewiesen, die von den Jesuiten um die gleiche Zeit in ihrer Michaelskirche zur Verehrung aufgestellt wurde<sup>1</sup>. Hier steht sie heute noch, ohne daß sich die Bevölkerung ihres Ursprunges bewußt wäre.

### Weihegeschenke und Votiv-Maler

Die ergiebigste Quelle zur Geschichte des Wallfahrtsortes bilden die vielen Hunderte von Weihegeschenken, die zur großen Überraschung über dem Sakristeigewölbe gefunden wurden, in einem Dachraum, der nur durch ein Rundfenster hinter dem Altare zugänglich war.

Die plastischen *Sachvotive* aus Eisen, Eisenblech, Holz und deren spätere Nachahmungen in Karton und Papier seien hier nur erwähnt:

<sup>1</sup> H. REINERS, *Une reproduction ancienne et inconnue d'une statuette miraculeuse belge à Fribourg*, Annales fribourgeoises 26 (1930), S. 141-147.

Abbilder eines Marien Gnadenbildes, Darstellungen des Menschen und einzelner Körperteile wie Köpfe, Herzen, Brüste (häufig), Arme, Hände, Beine, Füße, Zehen (einmal). Leiterförmige Gebilde (*ein* Stützschenkel mit beidseitigen Sprossen in beliebiger Zahl 5, 6, 9 usw.) aus Eisenblech, Holz, Karton scheinen das menschliche Rückgrad bzw. den Brustkorb zu versinnbildern. Ihre überraschende Ähnlichkeit mit Zeichnungen in urzeitlichen Höhlen der iberischen Halbinsel<sup>1</sup> könnte nahelegen, daß es sich hier wie dort um schematische Darstellungen des Menschen überhaupt handelt. In den mir zugänglichen Veröffentlichungen finde ich sie nicht erwähnt. Tierische Figuren waren selten. Eine Kröte aus Holz, das abergläubische Gebärmuttermotiv<sup>2</sup>, dürfte, so weit bekannt, das einzige bis jetzt in der Schweiz erhaltene Beispiel sein. Zahlreich waren die Krücken, seltener Stöcke, eine Sense, Reste von Flachs. Die meisten dieser Votive (und andere mehr wie verschiedene Wachsfiguren, ferner metallene Pfeile, Ohren in Metall oder Karton) wurden auch in andern Kapellen Deutsch Freiburgs festgestellt, nirgends jedoch in solcher Fülle, Mannigfaltigkeit und Primitivität. Über Sinn, Herkunft und Bedeutung dieser Gegenstände, die zum Teil vorgeschichtliches Erbgut sind, die religiösen Anschauungen des Volkes, seine Kultur, Stammeszugehörigkeit, Medizin beleuchten, ist in den letzten Jahren eine reiche Literatur erschienen<sup>3</sup>. Auf sie sei verwiesen.

Ein längeres Verweilen lohnt sich bei den *Gelöbnisbildern*, die in das wenig bekannte Gebiet der Freiburger Volkskunst führen. Die ältesten stammen freilich erst aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Das letzt datierte ist von 1867. Aber für diese Spanne ist die Zahl der Bilder so hoch (7-800, von vielen nur Reste) und ihre Mannigfaltigkeit so reich, daß sich Eigenart und Entwicklung vollständig erkennen lassen.

Datierte Beispiele sind häufig aus den Jahren 1726-1748, selten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, sehr zahlreich seit 1795. Nach 1867 verschwindet das Votivbild gänzlich. Das hängt offenbar

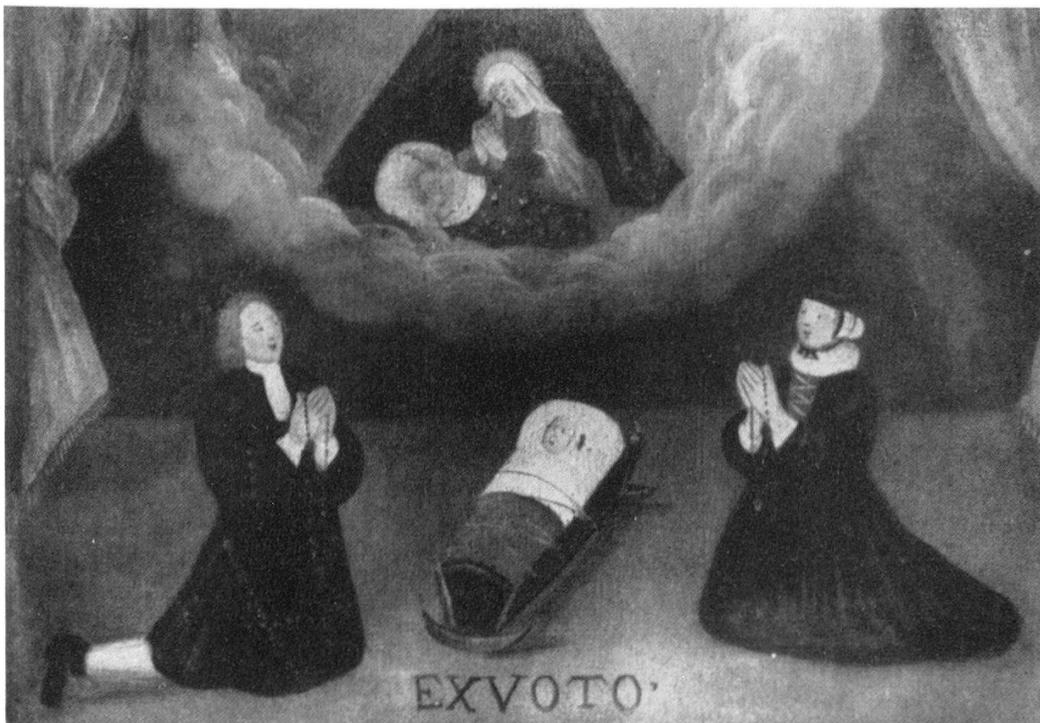
<sup>1</sup> Vgl. H. OBERMEIER, *El hombre fósil* (Madrid 1925), Tafel XXII, XXIV.

<sup>2</sup> Vgl. R. KRISS, *Das Gebärmuttermotiv*, Augsburg 1929.

<sup>3</sup> Siehe die in der ersten Anmerkung erwähnte Literatur und für Sachvotive im besonderen R. ANDREE, *Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Süddeutschland* (1904); R. KRISS, *Volkskundliches aus altbayrischen Gnadenstätten* (1930); derselbe, *Religiöse Volkskunde Altbayerns* (1933); G. SCHREIBER, *Deutsche Bauernfrömmigkeit* (1937 allgemeinere Darstellung) usw.



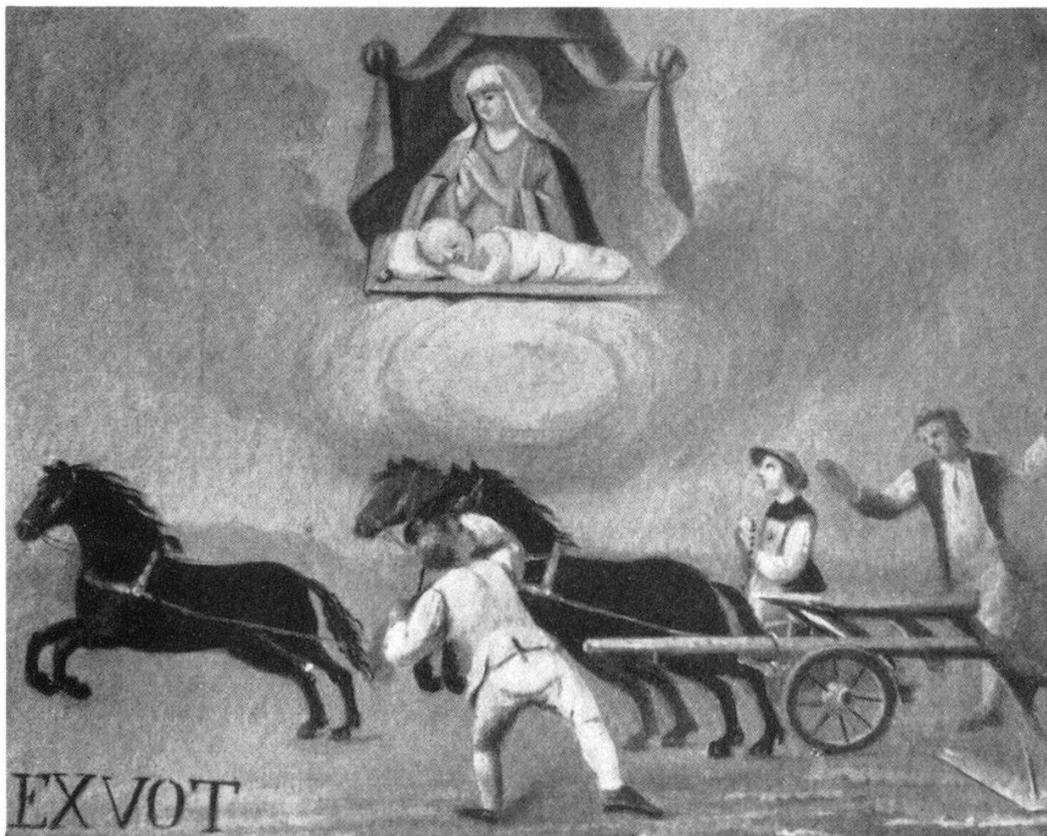
Die Kapelle Mariahilf von Gabriel Lory.



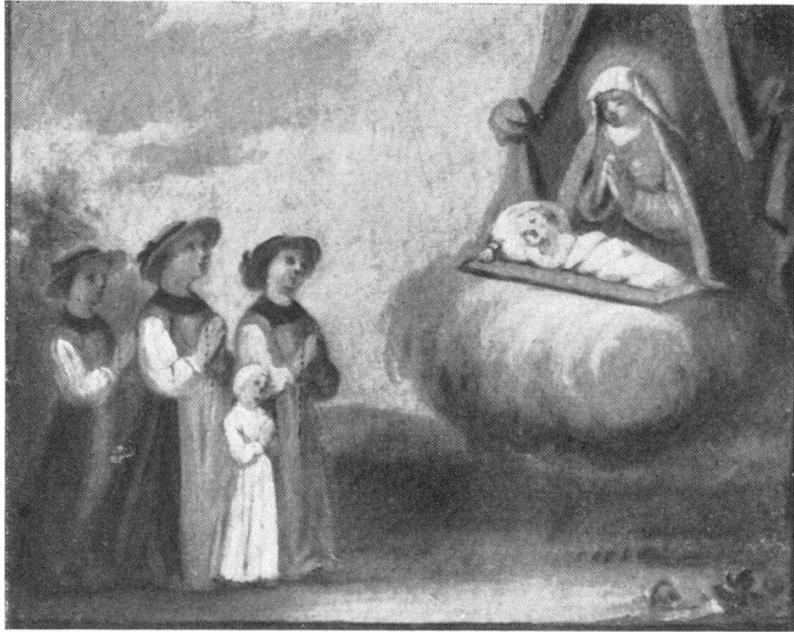
Ex-Voto aus Mariahilf.  
Erste Hälfte des 18. Jahrhunderts.



Tafers,  
Jakobskapelle.  
Signierte  
Wandmalerei  
von Jakob Stoll,  
1769.

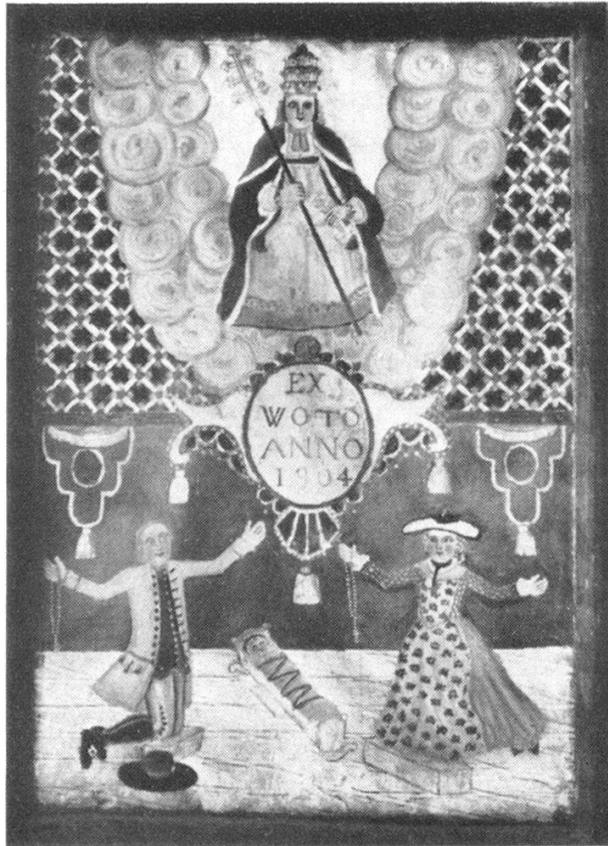


Mariahilf, Ex-Voto von Jakob Stoll.  
1769. Öl auf Karton.



Mariahilf, Ex-Votos von Jakob Stoll.  
Öl auf Karton.





Treffels, alte St. Peterskirche. Aquarell.



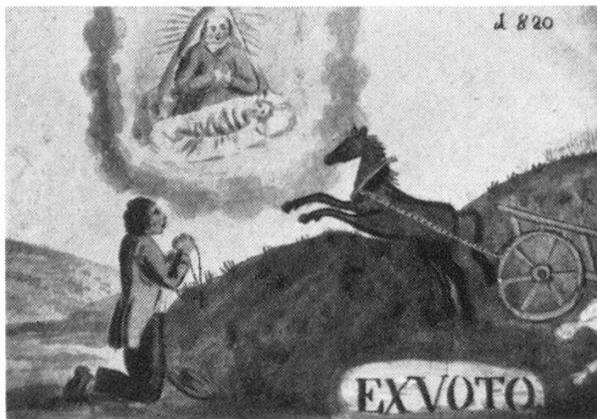
Mariahilf, Ex-Voto (Ausschnitt).  
Öl auf Holz. Ende des 18. Jahrhunderts

Mariahilf, Ex-Votos  
von drei Bauernkünstlern.  
Anfang des 19. Jahrhunderts.





Mariahilf, Aquarelle  
aus der ersten Hälfte  
des 19. Jahrhunderts.



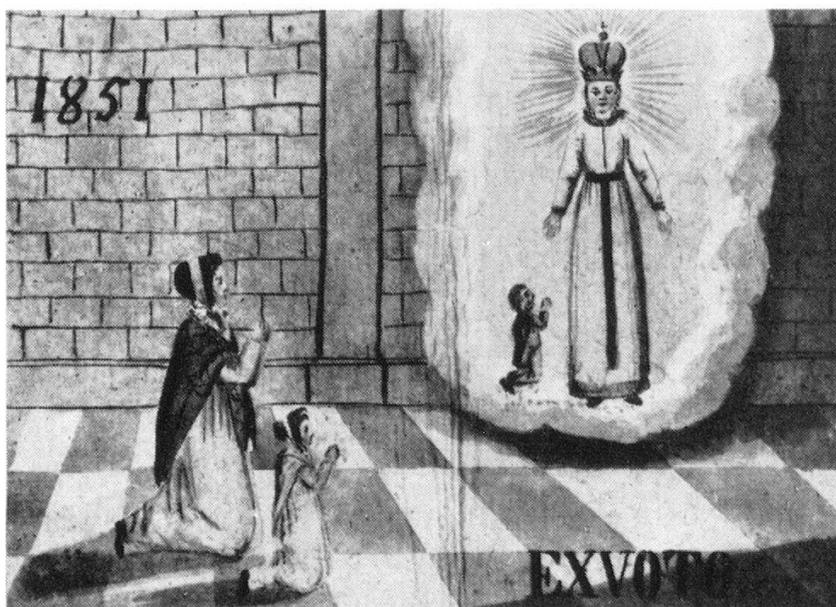
Mariahilf, Aquarell.  
Erste Hälfte  
des 19. Jahrh.



Mariahilf, Aquarell  
von Joseph Aeby, 1861.

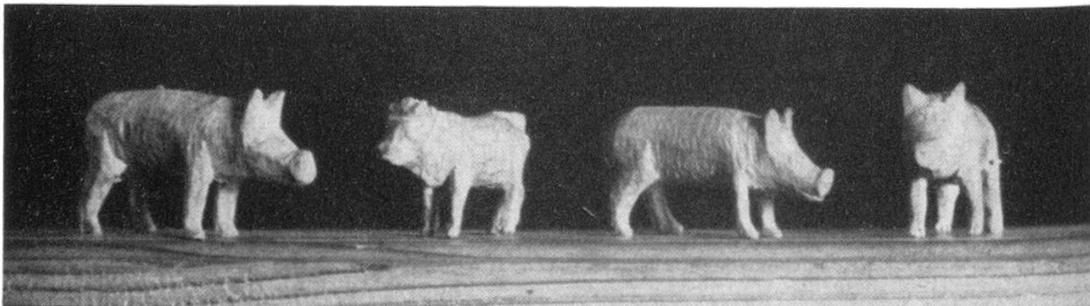


Mariahilf,  
Aquarell.





St. Ursen, Kapelle.  
Plastisches Votiv aus Holz.



Wiler vor Holz (Heitenried).  
Bäuerliche Weihegeschenke in Holz.

mit dem Zerfall der Wallfahrtssitte und lebendiger Volkskunst überhaupt zusammen.

Eine ähnliche Entwicklung zeigt die Technik. Anfänglich ist fast nur das kleine Ölgemälde auf Leinwand, selten auf Holz vertreten. Die hübschen geschnitzten oder gefärbten Holzrähmchen sind mit wenigen Ausnahmen vernichtet worden. Neben Leinwand und Holz tritt früh der Karton auf (erstes Beispiel 1732). Seit Anfang des 19. Jahrhunderts findet das Aquarell fast ausschließlich Verwendung. Ein einziger, stilgerechter Scherenschnitt aus dem Ende des 18. Jahrhunderts, nur Reste eines einzigen mittelmäßigen Hinterglasbildes sind erhalten. Dieser Bestand beweist, daß nur geringere Gaben, meist des kleinen Mannes, vorliegen. Bei der Bescheidenheit der Wallfahrtskapelle war nichts anderes zu erwarten. Die Votive konnten um wenig Geld bei einem Berufsmaler, einem Handwerker oder Lehrer des Dorfes, auf dem Markte zu Freiburg, anläßlich einer Wallfahrt etwa in Einsiedeln erworben werden. In einem Falle verrät eine Inschrift, das Bild sei in der Kapelle von Schmitten zum Verkaufe ausgestellt gewesen. Der letzte bekannte Maler Joseph Aeby gibt häufig den Preis an: « 3 Batzen » für eines, « 50 Sent » für ein anderes, « 120 Cnt » für ein drittes usw.

Die Künstler sind meistens unbekannt. Ganz selten haben sie ihre Bilder mit Namen gezeichnet. Bisweilen konnten sie durch stilistische Vergleiche ermittelt werden. Wir versuchen hier eine Zusammenstellung der wichtigsten Gruppen.

In der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts sind wenigstens fünf verschiedene bedeutendere Maler mit insgesamt über 80 gut bis leidlich erhaltenen Bildern feststellbar. Alles sind Berufskünstler oder wenigstens ausgebildete Dekorateure, Vertreter des ausklingenden Barocks, die auf Bestellung meist für adelige, städtische Kreise arbeiteten. Das beweisen die Kleidung der dargestellten Personen und die französische Beschriftung<sup>1</sup>. Die Stifterfamilie von Montenach wird die Verehrung Unserer Lb. Frau von Mariahilf in verwandten und bekannten Kreisen verbreitet haben. Einmal sehen wir einen Prälaten in Priesterrock unter seinen Familienangehörigen. Vermutlich ist es Msgr. J. H. von Boccard, der eifrigste und einflußreichste Förderer des Wallfahrtsortes. Einer der Künstler ist sehr wahrscheinlich Johann Heinrich Stöckli. Seine Ex-Votos (etwa 20) sind stets datiert und gehen von 1726 bis 1736. Auf der Rückseite eines derselben lesen wir « Stö P »,

<sup>1</sup> Auf einem steht « EX VOTO fait le 20 mars 1734 ».

was wohl zu ergänzen ist : « Stö(ckli) P(inxit) ». Im 18. Jahrhundert arbeiteten in Freiburg mehrere Generationen dieser Malerfamilie. Für unsere Zeit kommt Johann Heinrich in Betracht. Er wurde 1671 geboren, 1711 Bürger von Freiburg. Er lebte jedenfalls noch 1733. Sein Sohn Johann Jakob (gestorben wahrscheinlich 1796), seine Enkel Jos. Niklaus (1759-1841) und Joh. Jakob (geb. 1761) haben die Tradition sicher weitergeführt <sup>1</sup>.

In der zweiten Hälfte des Jahrhunderts werden die Ex-Votos seltener. Nur zwei sind datiert. Daraus muß nicht notwendig auf ein Nachlassen der Verehrung geschlossen werden. Aber eine Wandlung ist doch eingetreten. Das Motivbild wird jetzt mehr und mehr Eigentum des einfachen Landvolkes. Denn die feingekleideten, Perücken tragenden Vertreter der höheren Stände verschwinden zusehends, obwohl noch 1789 J. Hubert von Boccard eine Stiftung machte <sup>2</sup>. Dafür erscheinen häufiger als ehemals Bauern mit ihren Pferden und Kühen, Schafen und Schweinen, mit Säcke tragenden Lasttieren ; Bäuerinnen und Mägde in ländlicher Tracht, vereinzelt ein Jäger. Nach dem Tode Bischofs von Boccard müssen die ihm nahestehenden Kreise sich seltener in dieser Landkapelle eingefunden haben. Der Adel, dessen Söhne häufig in der Fremde dienten, die städtischen Bewohner überhaupt, sind auch früher von der Aufklärung erfaßt worden. Das einfache Volk aber ahmte die Sitte seiner Hohen Herren und des Städters nach, während früher die plastischen Sachvotive uralter Sitte gemäß seine üblichen Weihegaben gewesen waren. Was vielleicht nicht weniger entscheidend ist, in der Nähe befand sich ein bodenständiger Künstler, der das Motivbild mit Liebe pflegte, Jakob Stoll. Diesem müssen gegen 30 reizende Ölgemälde auf Karton (ein einziges größeres auf Leinwand) zugeschrieben werden. Stoll stammte aus der benachbarten Pfarrei Tafers. Er war am 11. Dezember 1731 als Sohn des Rudolf und der Maria Rigolet in einem kleinen Weiler geboren <sup>3</sup>, der wohl euphemistisch « Unter dem Himmel » genannt wird (heute Pfarrei St. Ursen). Am 22. November 1767 hatte er sich mit Christina Jungo

<sup>1</sup> Vgl. *Dictionnaire historique et biographique de la Suisse*, t. VI, 1932, S. 370.

<sup>2</sup> Freiburger Staatsarchiv, Notariatsregister 771, S. 254-260. Vgl. dazu A. DELLION, *Dictionnaire historique et statistique des paroisses cath. du canton de Fribourg*, t. 7, S. 99. Die Geschworenen der Pfarrei Düdingen lehnten die Stiftung ab. Sie wurde daraufhin für die Kapelle von St. Wolfgang vom Kapitel St. Niklaus angenommen.

<sup>3</sup> Pfarrarchiv Tafers, *Liber baptizatorum* 1696-1745 (nicht paginiert), Nr. 53 des Jahrgangs 1731.

von Düringen verheiratet<sup>1</sup>. Am 16. Februar 1812 ist er in Balletswil gestorben<sup>2</sup>. Seine bekanntesten Werke sind Gemälde in den umliegenden Kirchen und Kapellen (Rechthalten, Jakobskapelle zu Tafers, Bärfischen, Christlisberg usw.). Zwar sind seine Ex-Votos nicht gezeichnet. Ein einziges fügt zur Beschriftung « EX VOTO » die Angabe « 1766 ». Auf der Rückseite eines zweiten, nur in Bruchstücken erhaltenen, steht die Jahreszahl « 1777 ». Damit steht zunächst die Zeit fest. Ein Vergleich mit den signierten Werken Stolls, vor allem mit der volkstümlichen Darstellung der Jakobslegende in Tafers, läßt aber mit Sicherheit den gleichen Geist und die gleiche Hand erkennen<sup>3</sup>. Stoll hat Sinn für Komposition. Häufig teilt er nach dem Schema eines ungleichseitigen Dreieckes auf, dessen Längsseite als Diagonale die Fläche durchschneidet. Die Steigerung der Affekte (Behandlung der Augen, Stellung des Kopfes, Gebärden), die Buntheit der Farben, die Verbundenheit mit dem ländlichen Leben, die Naivität, die Lebendigkeit, der Realismus seiner Darstellungen mußten ihn volkstümlich machen. Eines seiner Ex-Votos, das ehemals in der Kapelle von St. Ursen hing, ist heute in der Freiburger Kantons Bibliothek.

Vom Ende des 18. Jahrhunderts bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts erfreut sich das Motivbild einer früher nicht gekannten Beliebtheit. Neben seltenen Ölgemälden auf Holz oder Karton wird nun das Aquarell die Regel. Außer geübten Zeichnern führen auch ungelene Hände Pinsel und Zeichenstift. An die Spitze stellen wir drei ausgesprochene Bauernkünstler, deren Hauptbeschäftigung die Bemalung unserer bekannten alten Bauernmöbel gewesen sein mag. Die Erzeugnisse des fruchtbarsten beginnen 1797. Nach 1829 verschwinden sie. Aus der Legende auf der Rückseite eines dieser Bilder schließen wir, daß sie aus der Gegend von Schmitten stammen. Buntfarbige Blumen, reich verschnörkelte, dem Barock und Rokoko entlehnte Rahmen, mit

<sup>1</sup> Ebd. *Liber matrimoniorum 1753-1814*, S. 44.

<sup>2</sup> Ebd. *Liber mortuorum 1792-1829*, S. 213. M. VON DIESBACH ist im Schweizerischen Künstlerlexikon Bd. 3, S. 264 in bezug auf das Todesdatum (16. statt 26. Febr.) ein Versehen unterlaufen. Vermutlich haben sein Sohn Rudolph (geb. 1770, gest. 1839) und sein Enkel Jakob (geb. 1811, gest. 1843) die Tradition weitergeführt.

<sup>3</sup> Wir machten mit den Originalen an Ort und Stelle Vergleiche, die unseres Erachtens zu einwandfreien Ergebnissen führten. Gewisse Verschiedenheiten zwischen den großen Deckengemälden in den Kirchen und den kleinen Motivbildern sind natürlich unvermeidlich. Die Farben auf den Kartons haben sich frischer erhalten als jene der mit ihnen eng verwandten Szenen der Jakobslegende zu Tafers, die den Unbilden der Witterung ausgesetzt sind.

denen Gnadenbild oder das ganze Ex-Voto umgeben sind, zieht dieser Künstler allen andern Ziermotiven vor. Der Mangel an Perspektive und Proportionen wird wettgemacht durch den Reichtum der Motive, durch die Aufrichtigkeit und religiöse Innigkeit der Empfindung. Die mannigfaltige Beschriftung EXVOTO, EX.WODO, EX=VODO, EX=WOTO, EXVATO US 1797 beweist, daß der ursprüngliche Sinn der lateinischen Bezeichnung (« Aus Gelübde ») dem Künstler nicht mehr bekannt war. Verwandt mit ihm ist ein zweiter Maler, der um die gleiche Zeit bäuerliche Ex-Votos auf Papier in Großformat herstellte. In Mariahilf waren nur zerrissene Reste zu finden. In der alten Peterskirche von Treffels hängen einige gut erhaltene Beispiele. Ein dritter Bauernkünstler malt meist auf kleinen dünnen Holztäfelchen. Seine ländlichen Szenen leuchten in ihren bunten Farben auf schwarzem Hintergrund.

Ungleich zahlreicher sind die kleinen auf Papier gemalten und dann auf Karton geklebten Aquarelle, die sich an die Freiburger Landschaftsmaler vom Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts halten: Joh. Emmanuel Locher, Emmanuel Curty, Jos. Landerset, Emmanuel Sutter<sup>1</sup>. Zeichnerische Fertigkeit, treue Wiedergabe der Natur, Sicherheit in den Proportionen, Beachtung der Perspektive, Frische der Farben (Kostüme!) erreichen in einigen unserer Ex-Votos eine solche Vollendung, daß sich der eine oder andere der genannten Künstler ohne weiteres als Urheber aufdrängt. Joh. Emmanuel Locher, Sohn des großen Gottfried Locher, ist wahrscheinlich Autor der schönsten Bilder unserer Gruppe. Seine Hand führt den Pinsel mit großer Sicherheit, trägt die Farben kräftig, nervig auf, erinnert durch das malerisch Bewegte an seinen Vater. Als Rand gibt er seinen Bildern oft einen hellgelben Streifen mit braunen barocken Verzierungen. Em. Sutter ist ihm nahe verwandt, vereinfacht aber, gebraucht häufiger den Zeichenstift, ist daher linearer, zarter. Die Kostüme seiner Personen gehören in der Regel einer etwas späteren Zeit an. Der Rand besteht meistens in einem grauschwarzen, selten mit weißen Ornamenten versehenen Streifen. Seine Ex-Votos sind bisweilen datiert. Die Daten bewegen sich zwischen 1801 und 1851. E. Locher hat Freiburg 1813 verlassen, um nach Basel überzusiedeln, wo er 1840 starb<sup>2</sup>. E. Sutter hingegen

<sup>1</sup> Eine reiche Sammlung ihrer Werke findet sich in der Freiburger Kantons- und Universitätsbibliothek.

<sup>2</sup> *Etrennes fribourgeoises* 1878, S. 40 f.; Freiburger Staatsarchiv, Reg. passeports I<sup>a</sup> 1810-1814: Am 27. Jan. 1512 wurde E. Locher, der sich nach Basel

wirkte bis über die Mitte des Jahrhunderts in Freiburg. Hier starb er 1853 in großer Armut<sup>1</sup>. Das Ex-Voto hat ihm etwelches Verdienst gebracht. Er muß es geschäftsmäßig ausgeführt haben, wie es die zahlreichen von ihm stammenden Bilder in Mariahilf, in Loretto bei Freiburg (heute Kantonsbibliothek), in der Leonhardskapelle bei Freiburg, in der St. Wendelinskapelle bei Grand Vivy beweisen. Signiert ist keines. Die Zuschreibung beruht auf Stilvergleichen mit authentischen Werken. Das gilt auch für die E. Locher zugeteilten Aquarelle.

Der gleichen Schule, aber einer tieferen Stufe, gehört ein dritter Aquarellist an, dessen Bilder von 1809 bis 1840 reichen. Das Französische ist ihm geläufig. Er arbeitete wie die Vorausgehenden für verschiedene Wallfahrtsorte und hatte Bilder mit den häufigsten Motiven stets auf Vorrat. Wenn sie dem Käufer nicht paßten, so verbesserte er sie durch Überkleben. Seine billige Kunst fand unter den besseren Ständen keine Liebhaber.

Unter anderen Vertretern der zerfallenen Ex-Voto-Kunst sei als fruchtbarster und letzter Joseph Aeby genannt. Auf dem ältesten seiner Bilder bezeichnet er sich als Wirt von Mariahilf. 1862 stellt er sich selbst mit krankem Bein auf einem Kanapee dar. Seit 1863 zeichnet er als Lehrer von Schmitten. Nach 1867 läßt er sich nicht mehr vernehmen. Gestorben ist er am 13. März 1871<sup>2</sup>. Seine Aquarelle (bisweilen sind es nur Bleistiftzeichnungen) lehnen sich an die unmittelbaren Vorbilder an. Aber man erkennt den ungeübten Dilettanten an jedem Strich. Mit ihm steigt in Mariahilf das Gelöbnisbild ins Grab<sup>3</sup>.

Damit sind Entwicklung und fruchtbarste (nicht notwendig die besten, noch weniger alle) Vertreter der Votivbilderkunst in Mariahilf

geschäftshalber begab, ein Paß ausgestellt; desgleichen am 16. Okt. 1815 ebd. I<sup>r</sup> 1815-1825; der Tod wird in der *Feuille d'Avis* 1840, S. 20 erwähnt.

<sup>1</sup> Auch Emmanuel Sutter gehörte einer bekannten Künstlerfamilie an. Vgl. *Schweiz. Künstler Lexikon*, t. 3, 1913, S. 292 f. Er muß bereits in frühester Jugend manche Entbehrung erduldet haben. Seine Mutter, Witwe mit acht Kindern, ging den Freiburger Rat um Unterstützung an. Freiburger Staatsarchiv, Man. 332, S. 136; vgl. auch S. 551. In der *Feuille d'Avis* vom 6. Dez. 1839 teilt E. Sutter mit, er gebe wie in der Vergangenheit Zeichenunterricht zu 35 Batzen die Stunde monatlich.

<sup>2</sup> Pfarrarchiv Düdingen, *Liber defunctorum 1848-1871*, S. 273: « Anno 1871, die decima tertia Martii, hora nona matutina, mortuus est et die 15. eiusdem mensis sepultus est Josephus Aeby ex Düdingen loci Jetschwyl, viduus Annae Mariae natae Hayo ex dicto Jetschwyl, natus die 26. Aprilis 1831, ludimagister in Schmitten. » Am Rande: « An den Blättern gestorben ».

<sup>3</sup> Aeby hatte auch für die nahe St. Wolfgangskapelle Votivbilder hergestellt. Einige davon sind noch im Besitz der Familie.

und den benachbarten Freiburger Wallfahrtsorten für das 18. und 19. Jahrhundert umrissen und genannt.

Die *Weiheinschrift* ohne bildliche Darstellung ist in Mariahilf nur sehr selten vor der neuesten Zeit verwendet worden. Sie tritt erst im 19. Jahrhundert auf und muß als billigen Ersatz des Motivbildes angesehen werden. Von den drei erhaltenen Inschriften sind zwei auf Holz gemalt, eine auf Papier geschrieben. Alle stammen aus Escholzmatt (Kt. Luzern). In Freiburg scheint die Sitte um diese Zeit nicht heimisch gewesen zu sein. Wir lassen hier diese Inschriften folgen :

Nr. 1 « Kund und zuo Wüse wiedas Ein knab Joseph Fäner vuon Escholzmat mit Einer Schwäre krankheit behaftet hat er Seini zuflucht zu Gott dem allmächtig und Seiner Liebste muoter Maria Hilf Jn Freiburg genome durch Jre fürbit Sei gott dank und gebrise In ewikeit MDCCCXVI FOTUM ».

Nr. 2 « Kund und zuwüsen, Das Jn Der gemein Escholzmatt, Canon (sic) Lucern, ein ser Kranckes Kind, so alli Artznei umsunst, so hath Man die zuflucht hierbei Mariahilf genomen und got u. M. sei Lob erhörtt. »

Nr. 3 (auf Papier mit Holzrahmen) : « Kund und zu wissen sey hirit, wie das die züchtige Jungfrau Katharina Vetter von Escholzmatt, des Landes Entlebuch aus dem Canton Luzern, eine gefährliche Wunde an einem Beyn gehabt, das man glaubte nicht mehr zu seiner vorige Gesundheit zu erhalten. Da hat sie die Zuflucht genohmen zu Gott dem Allmächtigen und seiner liebwärte Mutter Maria an diesem Gnadenort zu Maria Hilf in dem Canton Freyburg, welche hie (?) durch die Fürbitt Maria ist erhöret worden. Den 19ten Augstmonat 1818. »

Diese Inschriften, denen sicher andere Sach- und Bildvotive gleicher Herkunft beizufügen sind, beweisen rege Beziehungen zwischen Deutsch-Freiburg und dem luzernischen Entlebuch. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts siedelte sich tatsächlich manche Luzernerfamilie im freiburgischen Uechtland an.

Auf Freiburger Gelöbnisbildern beschränkt sich im 18. Jahrhundert die Beschriftung gewöhnlich auf die Worte EX VOTO, häufig fehlen auch diese. Dazu tritt zuweilen das Datum. Später finden sich kürzere oder längere Inschriften auf französisch, meistens aber auf deutsch. Jos. Aeby erläutert seine Bilder auf der Rückseite in Spiegelschrift.

## Die Sprache der Gelöbnisbilder

Die Volkskunst, sei es das Lied, sei es das volkstümliche Bild, offenbaren am unmittelbarsten, lautersten Seele und Leben eines Volkes. Den Motivbildern kommt daher ein ähnlicher geschichtlicher Wert zu wie etwa den Katakombenfresken für die Kenntnis der altchristlichen Volksfrömmigkeit.

Im Bildmaterial von Mariahilf tritt zunächst die gesellschaftliche und wirtschaftliche Zusammensetzung des Freiburger Volkes klar zutage. Einige adelige Familien hielten die Zügel der Regierung fest und selbstbewußt in der Hand. Sie besaßen vorzugsweise im deutschsprachigen Gebiete als dem ältesten Kernlande der kleinen Zähringerstadt großen Grundbesitz. Auf prächtigen Landsitzen verbrachten sie hier die schöne Jahreszeit und kehrten vor dem Winter in die Stadt in ihre Patrizierhäuser zurück. Sie nannten sich die «Gnädigen Herren», und sie waren es auch. Das Verhältnis zum einfachen Volke war kein schlechtes. Ihre Mitglieder saßen im Rate, besetzten angesehene Verwaltungsstellen, dienten als Offiziere bei fremden Fürsten und lebten von fetten Pensionen. Der Hof der Bourbonenkönige gab in dieser Gesellschaft den Ton an. Das Französische war ihre Sprache, deutsch jene des Volkes. Selbst der Sturz des Patriziates am Ausgang des 18. Jahrhunderts bedeutete noch nicht das Ende des höfischen Gebahrens. Die ältesten Motivbilder in Mariahilf stammen, wie bereits bemerkt, fast ausschließlich, die jüngeren seltener, aus diesen Kreisen. Wir erkennen die vornehme Welt an der Kleidung, deren Wandel wir vom 17. bis zum 19. Jahrhundert beobachten können, an ihren feierlichen Perücken, an ihrem Gefolge, ihren Nöten, ihrer Beschäftigung. Ihre Motivbilder sind gepflegter, technisch vollendeter, aber ärmer an Motiven, konventionell in der Gebärdensprache, zurückhaltender im Ausdruck. Leider sind die Stifter nie mit Namen angegeben. Wir müssen sie vorzugsweise in der Familie des Petermann von Montenach suchen, der den Bau der Kapelle durch seine Hochherzigkeit ermöglichte, dann in der Verwandtschaft von Bocard, deren Schloß mit den prunkenden Barocksälen in der Nähe liegt. Bisweilen lassen sich hohe Offiziere, mit den Waffen und Fahnen, unter denen sie dienten, darstellen.

Der größte Teil der Bevölkerung bestand aus Bauern. Häufig waren es Pächter der adeligen oder kirchlichen Grundbesitzer. Sie schenkten seit der Mitte des 18. Jahrhunderts die meisten Gelöbnis-

bilder. Beinahe das ganze Leben des Bauern spiegelt sich in ihnen wieder: Familienereignisse wie Geburt<sup>1</sup>, Krankheit, Tod, die mannigfaltigsten Unglücksfälle in Haus und Stall, auf Feld und Straße. In herzerfrischender Naivität läßt sich der Bauer inmitten seiner Umwelt, seiner vielköpfigen Familie, seiner Pferde und Kühe, seltener Schafe und Schweine, kniend vor dem Gnadenbild darstellen. Nur ganz vereinzelt finden wir den Landmann mit Ackerbau beschäftigt. Durch Haltung, Geste, Bewegung bringt er seine Gefühle klar und eindringlich zum Ausdruck. Nicht selten betet er mit zertanen Armen. Herkunft und Wandlung der Tracht ließen sich auch hier vollständig ermitteln.

Vor dem Aristokraten und Bauern treten andere Stände gänzlich in den Hintergrund. Vereinzelt sehen wir einen Jäger, einen Maler, einen Dachdecker, einmal Schiffsleute, ein anderes Mal Säumer mit ihren Pferden beim Überqueren eines Flußes, bisweilen Soldaten, selten Klosterfrauen (einmal Zisterzienserinnen, einmal Kapuzinerinnen), ausnahmsweise Kleriker.

Jedenfalls sind es der gemeinsame Glaube und das gemeinsame Vertrauen, die als versöhnende und ausgleichende Kräfte ein Volk einen, dessen Denken und Leben sich in der sinnfällig gewordenen Welt der Übernatürlichen bewegt.

Geschichtliche Ereignisse fanden selten ihren Niederschlag. Zwei Votive beziehen sich auf den Einfall der Franzosen von 1798. Napoleonische Soldaten umzingeln auf dem einen ein Gehöft. Sie feuern auf einen Bauern, der kopfüber stürzt. Eine Frau hebt ihre Hände flehend zum Gnadenbild. Das andere äußerst primitive und stark beschädigte erwähnt eine Erhörung vom 4. März 17.. (beschädigt). Soldaten ziehen darauf in die Schlacht. In der Tat rückten in der Nacht vom 4. zum 5. März 1798 die Franzosen von Freiburg nach Neuenegg, das sie durch ihr Überraschungsmanöver besetzten. Die Ergänzung der beschädigten Jahrzahl dürfte daher sicher sein.

Der Wandel, dem die Volksfrömmigkeit beständig unterworfen ist, läßt sich selbst in diesen kleinen Denkmälern augenscheinlich ver-

<sup>1</sup> Sowohl Votivbilder wie Votivgegenstände (Brüste) zeigen, daß man am häufigsten für Kindersegen oder für glückliche Geburt nach Mariahilf pilgerte. Auch hier mag sich der Einfluß des Gnadenbildes geltend gemacht haben (Maria vor ihrem, in einem Bettchen schlafenden Kind!). Nach den Aussagen des betagten Mesners soll ehemals die Sitte bestanden haben, Müttern, die in Hoffnung waren, vor der Geburt eine Statue des Jesuskindes, die in der Kapelle aufbewahrt wurde, für kurze Zeit mit nach Hause zu geben. Heute ist die Statue verschwunden.

folgen. Im christlichen Altertum beherrschte der Martyrerkult das religiöse Denken und Fühlen des Volkes. Im Mittelalter hatte jeder Beruf, jede Körperschaft den besonderen Schutzheiligen; für jede Krankheit und für jedes Übel gab es einen eigenen Helfer. In der Barockzeit erhielt die Marienverehrung neuen Auftrieb. Ehemals war das Martyrergrab ein Mittelpunkt der Volksfrömmigkeit gewesen. An ihm hing man die Weihegaben auf. Nun ging vom Gnadenbild Marias eine wundersame Kraft aus. Hier strömten jetzt die Hilfesuchenden zusammen. Um das Martyrergrab aber wurde es einsamer<sup>1</sup>. Auf die mittelalterlichen Schutzheiligen legte sich langsam der Staub der Vergessenheit.

Freiburg war von der Reformation nicht berührt worden. Mittelalterliche Geistesverfassung und Brauchtum haben sich hier lange erhalten. Seit dem Ende des 16. Jahrhunderts bestimmte eine kräftige Verjüngung des religiösen Lebens (Restauration, Barock) Eigenart und Tiefe der Volksfrömmigkeit für Jahrhunderte. Die mittelalterlichen Heiligen waren aber nicht zertrümmert oder verbrannt worden. Sie lebten im Bewußtsein und in der Frömmigkeit des Volkes weiter. So fließen die verschiedenen Strömungen im Freiburger Motivbild zusammen. Die Wallfahrtskapelle von Mariahilf ist nur eines der zahlreichen Marienheiligtümer, die im Zuge der aufblühenden Marienfrömmigkeit in Freiburg damals erstanden oder sich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts eines vermehrten Besuches erfreuten. Die Motivbilder selbst zeigen uns (freilich selten) außer den beiden Gnadenbildern von Mariahilf auch andere wie jenes von Bürgeln, von Loretto bei Freiburg, von Einsiedeln usw., alles Beweise der großen Beliebtheit dieser Kulte. Aber die alten Heiligen hat das Volk nicht vergessen. Mehrfach wird der mittelalterliche Wunderheilige und Nothelfer Sankt Wolfgang angerufen, dessen Kirchlein kaum eine Viertelstunde von Mariahilf entfernt ist. Stifter aus der Stadt stellen bisweilen den Stadtpatron St. Niklaus neben das Gnadenbild; Bauern verehren den Schutzheiligen der Pferde, St. Leonhard. Hier treffen wir den Pestheiligen St. Sebastian, dort die Patroninnen des Wehrstandes Barbara und Margareta und andere mehr. Doch verschwinden diese alten Heiligen zusehends. Jüngere tauchen vereinzelt auf wie St. Joseph, dessen Verehrung im 16. Jahrhundert durch Theresia von Avila gefördert

<sup>1</sup> Freilich hat auch der Martyrerkult in der Barockzeit eine Auferstehung erlebt. Es sei an die Übertragungen römischer Katakombenheiligen erinnert.

worden war, Aloysius von Gonzaga, wahrscheinlich Franz Xaver, deren Kult die Jesuiten verbreiteten, dann Felix von Cantalice, der Kapuziner mit dem gefüllten Bettelsack. Kurz ein ebenso buntes wie aufschlußreiches Bild wandelnder Volksfrömmigkeit, vergleichbar mit unseren Schnitzaltären des 17. Jahrhunderts, auf denen sich Spätgotik und Barock in harmonischer Einheit zusammenfinden.

Die Kunst der meisten dieser Gelöbnisbilder ist freilich mit eigenem Maßstab zu messen. Das wichtigste ist hier nicht die Form, sondern der Inhalt, nicht die Wiedergabe der Natur, sondern die Beziehung zur Übernatur, nicht das künstlerische Können, sondern das religiöse Wollen. Verzeichnungen, Mangel an Perspektive und Proportion entspringen nicht ausschließlich dem Unvermögen. Sie bezwecken oft nur Klarheit und Eindringlichkeit des Ausdruckes. Sie sind Erguß der Stimmungen des Herzens, des Vertrauens, des Dankes, der Trauer, der Freude. Sie sind Symbole des Unsichtbaren, Überirdischen, Übermächtigen. Hier walten die gleichen Gesetze, die von jeher und überall die religiöse Volkskunst beherrschen. Für ihre letztliche Wertung gilt, was einst der altchristliche Historiker Theodoret <sup>1</sup> von den Weihegaben schrieb, die an Martyrergräber verschenkt wurden: «Nicht auf die Gabe, auf die Gesinnung schaut der Herr.»

<sup>1</sup> *Graecorum affectionum curatio* VIII, 922, Migne PG 83, 1032.